

Während er sich so in den Uebertreibungen seines Vergers immer mehr und mehr verlor, begann die Dunkelheit das Haus zu erfüllen und das Gas mußte angezündet werden. Ramona kam wie gewöhnlich in das Hinterstückchen, um den Hauptkahn zu öffnen. Sie dachte gar nicht an Lorenzo, als sie plötzlich seinen mächtigen Arm um ihren Hüftel fühlte, und während er ihr den Mund mit einer Hand zubehielt, küßte er sie mit unterdrückter Stimme und mit verliebter Betonung in's Ohr. „Ich muß Dich sprechen... Schreie nicht... ich muß Dich sprechen, hörst Du?... Um drei Uhr erwarte ich Dich an der Thüre Deines Hauses.“

Ramona, vor Furcht und Lust zitternd, hörte ihm lautlos zu, öffnete dann den Kahn und verschwand in der Thüre, nachdem sie sich vorher noch einmal nach Lorenzo umgedreht und ein Lächeln voll Gefallsucht auf ihn geworfen.

4.

Seit diesem Tage hing der Friede dieser Ehe nur an einem Fädchen. Lorenzo war wie verwandelt, ging allabendlich allein aus, und wiederholte bei jedem Schritt, daß er Herr seiner Handlungen sei. Und da er keine passende Ausrede zu einer Weigerung des Regierers fand, so sträubte er sich thätig dagegen, indem er es Tag für Tag mehr vernachlässigte. Dafür aber hörte er nicht auf, unter den Aelterinnen in der Wertstätte herumzustreifen, und in wenigen Tagen argwöhnten die Mädchen bereits, für wen dies alles geschah. Ramona zeigte sich gefeierter als früher, war ordentlicher gekämmt und angezogen, hatte stets ein Bändchen mit einer Schleife um den Hals, zog sich den ganzen Tag die knappen Stiefelchen nicht aus, und ohne es vielleicht selbst zu wissen, machte sie ab und zu so schmeichelnde Bewegungen, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Ohne sich aber gegenseitig ihre Entdeckungen mitzuteilen, verlegten sich die Gefährtinnen auf's Auspassen. Unbepinguet waren neue Gefühle und Gedanken in Ramona gereift, man mußte nur ausfindig zu machen suchen, an welcher Sonnenhöhe. Von diesem Augenblick an wurden die Beziehungen Lorenzo's und Ramona's von der hinterlistigsten Wachsarbeit verflochten. Er konnte kein Wort sprechen, das nicht in jedem einzelnen dieser Gehirne geheim geliebert wurde, und weder er noch sie konnte einen Schritt thun, der nicht verfolgt wurde. Auf diese Weise gingen sie auch sehr bald in die Falle. Ramona wurde dabei ertappt, als sie Lorenzo ein Liebesbriefchen, der mit keinem andern verwechselt werden kann, durch den Spiegel zuwarf. Ein Lächeln der Befriedigung erhellte die Gesicht der Spioninnen. Von da an wurden die Bewegungen Ramona's freier, und diesen selben Abend noch, während sie den Gasometer öffnete, sahen sie drei Gefährtinnen, weil sie nicht mehr in der Thüre der Hinterstube Platz hatten, in dem finsternen Winkel in den Armen Lorenzo's und ihm etwas in's Ohr flüstern. Aber auch an demselben Abend gab ihr Anita den Abschied, und an der Thüre betam sie noch den Bescheid, nicht mehr die Schwelme dieses Hauses zu betreten. Lorenzo ging während dieses Vorganges aus und ein und schloß die Thüre.

Anita's Befehl, den er Wort für Wort vernahm, behagte ihm ganz und gar nicht; und als alle Bürgerinnen draußen waren, stellte er sich mit funkelnden Augen vor sie hin und drohte ihr, auch fortzugehen, wenn sie die andere nicht mehr herein ließe. Jetzt entlud sich die Eifersucht Anita's, die ihr schon seit einiger Zeit das Herz zermagte.

„Ah, Du hast alles gesehen, alles gehört, ah? Du hast demnach spionirt?... Ach, soll sie wieder aufnehmen!... Nun, wenn Du meinst, sie tauet mehr als ich, so steht Dir ja die Thüre offen, geh fort mit ihr!“

Und während sie auf einen Sessel niedersank, filgte sie unter Thränen hinzu: „Wie verändert hast Du Dich, Lorenzo!... Die Glende, die Schamlose!... Geh, geh, Du Gottverlassener! Du, ein Verräther und sie eine Verlorene, ihr werdet kein iles Paar abgeben!“

„Nimm sie wieder auf, und alles ist in Ordnung“, murmelte er weiter, ohne die richtige Antwort auf ihre Worte zu finden, die wie Peitschenhiebe auf sein Gesicht saßen. Innerlich erkannte er mit Besorgnis, daß dies alles seinerseits nur eine Bosse war; er wollte sich aber nicht durchschau lassen.

Nach Anita ihre Würde als Gattin verlegt sah, da sprang sie auf, richtete sich in die Höhe, und indem ihr Gesicht bleich wie Wachs war und die Muskeln ihres Gesichtes zitterten, wies sie ihrem Manne in imponierender Haltung die Thüre und rief mit drohender Stimme:

„Geh, geh, Pflichtvergessener!... Möge Gott Dich erleuchten!“

Lorenzo, ohne ein Wort zu seiner Verteidigung zu finden, wurde hierauf ernstlich böse und einzig und allein aus Eigensinn machte er mit dem Kopf eine verachtende Bewegung und ging hinaus. Sein Weib lief zur Thüre, um ihn zuzurufen, aber sie befand sich, machte einen Schritt zurück, sperrte ab und fiel, ein Meer von Thränen vergießend, wieder auf den Sessel.

Und hier durchlebte sie in einer halben Stunde zehn Jahre ihres Lebens. In diesem Stuhl vor der Gasflamme, die mit ihrem Licht den Holztisch beleuchtete, der die ersten Tropfen ihres Schweißes gesammelt, die sie mit so viel Freude für das Gedeihen dieses Hauses vergossen, saß sie nun allein, vertahten, erniedrigt vom dem eigenen, so heiß geliebten Gatten. Mit ihren vom Weinen getriebenen Augen sah sie nun in farblosen Bildern alle Ereignisse ihres Lebens vorübergleiten, all die süßen Erinnerungen ihrer Liebe, und hatte doch nicht die Macht, den Muth und die Kraft, sie zu ihrem Troste festzuhalten. Im Wieder sah sie Gestalten mit spöttischem Blick vorbeisuchen und sich wie Dunst verflüchtigen: ihr Bild als Kind, wie sie in den Kastaniendütern von Arbucias, ihrem Geburtsort, herumspang und Blumen pflückte, dann das Bild ihrer Mutter auf dem Todtenbette, spitz das Gesicht, die Augen eingefallen, die einzigen, die Thränen für sie hatten. Warum waren die Marquesa und ihre Diener lachend an ihr vorbei gegangen? Warum lachten gleichfalls der Parrer, der sie getraut, und die Beistände und die Schwiegereltern und die ganze Hochzeitsgesellschaft? Warum die Nachbarn auf der Straße, die Kinder, mit den Mädchen an die Fenstersehen gedrückt, die Schusterin von nebenan als Anführerin des ganzen Hausens? Warum lachten schließlich auch die Gefährtinnen und Lorenzo und Ramona so höhnisch: „... Ah ja! Von euch beiden, ihr elenden Verräther, begreife ich es! Diefelbe Verderbtheit, die euch zum Verbrechen trieb, läßt euch nun auch die Lage eines ehrbaren Weibes, das beleidigt und schimpflich behandelt und von ihrem Gatten verlassen wurde, lächerlich und spottwürdig erscheinen. Lächerlich und spottwürdig, das Dyrer erster Schleichspiegel, ihr infamen Verräther!“

Und während sie so gänzlich vernichtet nachgrübelte, erregte sie sich immer mehr und mehr auf ihrem Plage, weinte bittere, glühende Thränen, ohne aber dadurch den Faden jener unheimlichen Vorgänge zu verlieren, die ihr die Brust zusammenschürzten und die Seele vergifteten.

(Schluß folgt.)

Probate Kur.

Paul von Schönthan.

Er sah in der Ecke eines stillen Wiener Gartenrestaurants, das ich manchmal des Abends aufsuche, wenn ich kein Verlangen nach Geselligkeit habe. Man kann daraus rechnen, keine Bekannten zu finden. Das Gärtchen mit den alten, steifen Holzstühlen, und den paar niedrigen Gaslaternen ist aus der Mode, durch die eleganten, elektrisch beleuchteten Restaurants verdrängt, baldvergeffen. Wir waren Beide durch unser Zusammentreffen ein wenig überrascht. Jeder von uns hatte insgeheim erwartet, hier allein zu sein, und nun, da wir die einzigen Gäste waren, Beide ohne andere Gesellschaft, konnten wir uns nicht übersehen.

Nach den höflichen begrüßenden Redensarten bot er mir einen Platz an seinem Tische an, und ich setzte mich zögernd zu ihm, es ging ja nicht anders. Und dann hieß es weiter: Kommen Sie oft hierher? — Was treiben Sie immer? — Und Sie? — Dieses Frage- und Antwortspiel interessierte uns im Grunde Beide nicht, wir merkten es uns an.

Uobrigens kam er mir ein bisschen verändert vor, ich möchte sagen, „interessant verwildert“, und das war er vor dem nicht, der elegante, schöne Mann. Die Kravatte sah schief, an der Weste war auch etwas nicht in Ordnung und der dunkle Filzhut verlangte nach einer Bürste.

„Ich sah ihn von der Seite an. Er drehte sich eine Cigarette nach der anderen und rauchte sie schnell, als wenn ihm darum zu thun wäre, wieder eine neue anzuzünden. Dabei sah er mit trüblicher Nachdenklichkeit vor sich hin, mit einer Melancholie, die ihm aber gar nicht überhand nahm. Man hätte blind sein müssen, um nicht zu errathen, daß den Vermissen etwas drückte, daß es mit ihm nicht ganz richtig“ sei. Er ist ein Schwärmer und ein Idealist, ein Romantiker, ein Poet — er hat sogar einen Band Gedichte veröffentlicht.

„Ob ich oft hierherkomme, haben Sie mich gefragt — o ja, in der letzten Zeit

wenigstens... ich glaube, das wird mein Sammttotal werden... es ist so schön einfach hier. Ich und die Kellerbuden eine friedliche Gemeinde. Wenn man das Haus nicht etwa niederreißt und dieses Gärtchen nicht verbaut, werde ich meine Tage hier beschließen, als stiller Zeher...“

Er vertieft die Behemuth eines Getauschten, eines Entfagenden. Da wir einmal ziemlich intim verkehrt hatten, durfte ich mir wohl herausnehmen, weiter zu forschen. Und da tom denn zu Tage, was ich ungefähr vermutet hatte, es konnte nur eine romantische Laune sein, die dem armen Burfchen die Rolle eines resignirten Weltflüchtlings aufgedrungen hatte. O es gibt sogar noch Liebesleid in dieser mit gemeinen Sorgen erfüllten, von lärmenden Klagen und Fragen starrenden Welt.

Er liebte — „platonisch“, wie man zu sagen pflegt. Er hatte nie den Klang ihrer Stimme gehört, niemals ihre Hand berührt und doch war es ihm klar, seitdem sich ihre Blicke zum erstenmale begegnet hatten, und aneinander wuzelten; gerade vor zwei Jahren das erste mal.

„Das war für mich entscheidend“, gestand er mir, „und seither begegnen wir uns alle paar Monate einmal, oft dauert's auch länger; dann kommt der Sommer, der uns viele Wochen trennt. Aber sie steht immer vor meiner Seele, die schöne, schlante Mädchen-gestalt, mit dem klugen Gesicht, in dem sich Liebe, reine Mädchengedanken spiegeln, ich sehe ihr süßes Köpfchen mit dem hellen Kraushaar, dem feingeschwungenen Räschen, den merkwürdigen hellen Augen, mit denen sie den ganzen Jammer angerichtet hat, sie blickt so mild, so freundlich und ich ahne doch das heimlich: Feuer... Ich kenne ihre Kleider, ihre Hüte, an ihrem Schatten würde ich sie erkennen. — Und dann taucht sie plötzlich wieder selber vor mir auf, unermuthet, obwohl ich nichts Anderes auf der Straße suche, als sie, und immer nur sie, dann steht mein Herz still, ich werde roth wie ein Schüler und möchte davonlaufen und mich doch um keinen Preis von der Erscheinung trennen; wir sehen uns an, setzungenlang hängen unsere Blicke aneinander, wie in einer seligen Verschmelzung — ich kann es nicht beschreiben, es ist zum Verrücktwerden, wenn ich daran denke.“

Der Schwärmer stülpte den Kopf in beide Hände und blickte, ohne mit den Lippen zu zucken, vor sich hin.

„Wo sehen Sie sie denn gewöhnlich?“

„Rein zufällig; in der Stadt, auf der Ringstraße; sie ist immer in Begleitung der Mama und Schwester.“

So, hm — na, und wohin wird das führen?“

„Das sehen Sie ja: daß ich langsam daran bankrott werde — fozzagen von der Liebe befißt... Aber das ist der Fluch des Lebens in der großen Stadt. Man treibt aneinander vorüber, im wirren Gedränge, fremd und unbekannt; wir begegnen vielleicht hundertmal unserem Schicksal und können es nicht erfassen und festhalten, und vereinsamen zuletzt mit einem liebeleghenden Herzen. Wäre das in einer kleinen Stadt, hätte ich keine einzige dieser bange Stunden der unsillbaren Sehnsucht erlebt, aber hier in dem Gewühl... Ja, und eines Tages werde ich ihr wieder begegnen, und sie wird an der Seite eines Mannes dahingehen, der nicht bemerken darf, daß ein flüchtiger Blick, der so viel sagt, als: Leb' wohl, Du mein armer, unbekannter Freund, Du siehst, es hat nicht sollen sein.“

„Ja, das ist traurig, aber verzeihen Sie, ich verstehe eigentlich nicht, warum Sie sich nicht finden sollten?“

„Ja, wie denn? Ich kann sie doch nicht ansprechen, ich weiß nicht einmal, wie sie heißt, wo sie wohnt... ich kann doch keine Ungezogenheit wagen?“

„Rein, aber unter ungewöhnlichen Umständen könnte ja ein nicht alltäglicher Weg erlaubt sein. Wo sie wohnt und wer sie ist, das ist bald erforscht, Sie verfolgen sie das nächstemal, ich hole mit diplomatischem Anstand den Portier aus. Dann gehen Sie nach Hause und schreiben einen Brief: „An eine Fremde?“

„Ja; ich weiß, daß es sich nicht schickt, aber seien Sie versichert, er wird so aufgenommen werden, wie Sie es wünschen.“

„Den Brief wüßte ich nicht zu stilistiren.“

„Nun, ich denke mir, Sie müßten ungefähr Folgendes schreiben: Hochgeehrte gnädige Frau!“

„Wieso?“

„Nun, Sie schreiben doch an die Mama?“

„Ach so...“ verfehte er... „ja natürlich.“

„Also: Hochgeehrte gnädige Frau! Ich habe das Glück, Ihre Fräulein Tochter wiederholt auf der Straße in

Ihrer Gesellschaft zu sehen; es ist mir leider nicht gelungen, diesen freundlichen Zufall an einem Ort zu ergreifen, wo es mir möglich gewesen wäre, mich Ihnen in der vorgeschriebenen Form zu nähern, obwohl ich längst den sehnsüchtigen Wunsch hege, Ihr Fräulein Tochter meiner innigsten Verehrung zu versichern...“

Mein Zuhörer nickte, während er mir auf den Mund sah, als wollte er sich die Sätze fest einprägen. Ich fuhr fort zu improvisiren:

„Zürnen Sie nicht, wenn sich ein Ihnen Unbekannter allem Herkommen zu Trotz und nur seinem Unbezwingbaren Herzensdrang folgend, herausnimmt, in dieser Form eine Annäherung zu suchen, die er seit zwei Jahren vergeblich vom Zufall erhofft.“

„Sehr gut! Ich denke, man wird nicht zweifeln können, daß der Schreiber eines solchen Briefes kein Unverschämter ist, sondern ein ehrlicher Red...“

„Bitte, wir sind noch nicht fertig. Nun können Sie die schönen Worte, die Sie noch viel besser finden werden, als ich sie Ihnen hier aus dem Stegreif vorschlug, aufgeben, und es kommt die Hauptsache.“

„Wieso?“

„Ja, die Hauptsache — die Sache, welche die Mama vor Allem intressiren wird.“

„Was meinen Sie?“

„Nun schreiben Sie ungefähr: „Ehe Sie mir die ersuchte Gelegenheit geben, mich Ihnen vorzustellen, hochgeehrte gnädige Frau, gestatte ich mir, Ihnen, meine Person betreffend, mitzutheilen, daß ich so und so alt bin und die Auslieferung habe, daß ich ein Vermögen von so und so viel Gulden österreichischer Währung besitze, und daß meine gestrichelten Einnahmen vollständig hinreichen, einen Haushalt auf dem Niveau der besten Gesellschaftsklasse zu führen und dem innigverehrten Mädchen, dessen Hand ich von Ihnen erbitte, auch in materiellem Sinne ein sorgenloses Glück zu bereiten.“... Und so weiter, und so weiter. Das, mein Freund, ist der einzig mögliche, sicherste und kürzeste Weg, etwas Anderes gibt es nicht.“

„Ja“, sagte der Schwärmer, und er steckte die Cigarette, deren Gluth erloschen war, umgetehrt in den Mund — er war wüthig konternirt — und benötigte lange Zeit, um die Asche von den Lippen zu wischen, „ja, das ist ein guter Brief.“

„Waffen Sie auf, das hat Erfolg!“

„Ja, es könnte sein!“ sagte er ganz phlegmatisch.

„Wollen Sie ihn schreiben?“

„Ja.“

„Aber vergessen Sie nicht den Schluß, denn darauf kommt's an.“

„Ja.“

„Und wenn Sie Ihre Göttin wiedersehen, heften Sie sich an ihre Spur und lassen Sie sie nicht mehr los, par Distance.“

„Ja.“

„Es müßte doch wohl mit dem Teufel gehen, wenn man es nicht möglich machen könnte, sich das Mädel zu erobern, auf das sich unser Herz kaprizirt, und nun gar, wenn schon ein zartes Einverständnis existirt. Und Sie glauben ja, aus ihren Blicken errathen zu haben, daß sie Ihnen gut sein könnte.“

Während ich das sagte, hatte er bei dem Kellner mit überflüssiger Umständlichkeit ein Glas Bier bestellt.

„Wie meinen Sie?“ wandte er sich an mich. Ich wiederholte die letzten Sätze. Er antwortete wieder: „Ja.“

„Also vor Allem, suchen Sie Namen und Adresse auszuforschen, und dann geben Sie gleich den Brief auf, rekommandirt, der Sicherheit wegen.“

„Ja.“

„Und wenn wir das nächstemal zusammentreffen, trinken wir eine Flasche Sekt auf das Wohl eines erlösten Ritter Toggenburg!“

„Ja.“

Es war an dem Abend nicht viel mehr aus ihm herauszubringen, als dieses „Ja“. Er war plötzlich so abgelenkt, als ob er durch eine Douché gegangen wäre. Ich begriff ihn nicht. Blödsüchtiger frug er mich, wie ich über die Bürgermeisterfrage denke? — Da stockte das Gespräch bald und wir drachen ab.

Mein Heimweg führte mich an seinem Hause vorüber. Wir standen bei einander, bis die Schritte des Hausmeisters vernehmbar wurden.

„Also, was Ihre Herzallerliebste betrifft, vergessen Sie nicht, so in der Art, wie ich Ihnen vorschlug, könnten Sie schreiben. Sie werden noch viel bessere Worte finden...“

„Ja.“

„Und viel Glück dazu! Dem Müthigen gehört die Welt!“

„Ja.“

„Gute Nacht!“

„Ja, gute Nacht!“

Vor einigen Tagen sah ich ihn im Prater wieder. Er ging an der Seite eines jungen Mädchens. Dieses hatte weder blondes Kraushaar, noch helle Augen, auch war sie nicht schlant, sondern eher klein und rundlich. Sie lachte, er schwante und fuhr mit seinem Spazierstock unternehmungslustig durch die Luft. Er sah so proper und elegant aus, wie früher, die Kravatte sah gerade, an der Weste war Alles in Ordnung und anstatt des Filzhutes von neulich trug er einen Strohhut mit einem dunkelblauen Bande.

Ich glaube, er hat den Brief, den ich ihm diktirte, nicht geschrieben; er war ihm vielleicht nicht poetisch genug, besonders die Stelle, wo es sich um die materiellen Angelegenheiten handelte.

Schwärmer und Dichter sehen die Liebe von einer anderen Seite an, wie Mütter und Lebenskundige.

Er machte mir übrigens ganz und gar den Eindruck eines Menschen, der von Liebesleid geheilt ist.

Na, wenn man ihnen vom Heirathen spricht!...

„Fräulein“ oder „Frau“?

Frau Irma v. Troll-Borostyani veröffentlicht im „Neuen Wiener Tageblatt“ einen Beitrag zur Frauenfrage unter dem Titel „Alte Jungfern“, worin sie den Vorschlag macht, die Anrede „Fräulein“ gegenüber älteren Damen fallen zu lassen und durch den Titel „Frau“ zu ersetzen. „Mit dem gesellschaftlichen Druck und der Zurücksetzung, unter welchem die unverheiratete Frau zu leiden hat, steht auch das unfertige, unselbstständige Wesen, welches der Mehrzahl alternder Mädchen eigen ist, in engem Zusammenhang. Für ein vorurtheilloses Auge ist es eine geradezu lächerliche Einrichtung, wenn unverheiratete Damen reifen Alters es für durchaus unschädlich halten, allein in die Welt zu gehen. Höchst lächerlich ist es, wenn dreißigjährige Mädchen sich von einer fünfundsiebzigjährigen Frau in's Schlepptau nehmen lassen; lächerlich, wenn dieselbe Frau, die gestern noch „weil, lebig“, nicht ohne Garbedame in das Theater gehen durfte, morgen weil verheiratet, die Garbedame einer anderen vielleicht ältere Frau abgeben darf; ganz besonders lächerlich, wenn unverheiratete Damen durch die Erwerbung des Titels einer Stiftdame, mit welchem bekanntlich die Würde und die gesellschaftliche Stellung der „Frau“ verbunden sind, sich urplötzlich zur freien Bewegung der verheirateten Frau für berechtigt halten und auch von der Gesellschaft für berechtigt erklärt werden, während denselben Damen, so sie nicht Stiftdamen sind, die freie, unabhängige Stellung nicht zutrommt, als ob sie mit der Verleihung dieses leeren Titels über Nacht klüger und reifer geworden wären, und als ob die Würde des Frauentitels ihnen auf die Stirn geschrieben wäre und es nicht überall, wo man sie nicht kennt, ganz denselben Eindruck machte, wenn sie sich allein in der Welt bewegen, ob sie nun verheiratet oder Stiftdamen, oder ob sie es nicht sind. Man könnte angesichts dieser gesellschaftlichen Thorheiten in der That glauben, daß die öffentliche Meinung das spöttische Wort: „Wem Gott ein Amt verleibt, dem giebt er auch den Verstand“ für lautere Wahrheit hält, und daß sie glaubt, auch der „bloße Titel „Frau“, ob nun durch die Ehe oder durch einen Stiftsplatz erworben, verleibe besonderen Verstand. Schon in dem Unterschied, daß man die unverheiratete Frau selbst bis in ihr weißhaariges, ehrwürdiges Greisenalter „Fräulein“ und nur die verheiratete „Frau“ nennt, liegt eine Ungleichmäßigkeit. Eine alte Dame, „das Fräulein, das Mädchen nennen zu hören, macht einen geradezu unangenehmen Eindruck. Deshalb, weil sie sich nicht verheiratet hat, ist sie doch nicht ein Neutrüm! Man sollte mit dieser Unterscheidung ein Ende machen und die Einführung treffen, daß man alle Personen weiblichen Geschlechtes, welche das Passivhalter hinter sich haben, insgesamt als „Frau“ titulirt. Es wäre dies viel passender, vernünftiger und bequemer. Welches Geschlechter würde erlösen, wenn Jemand dafür plaidirte, daß man unverheiratete Männer „Jungherr“ oder „Herchen“ nennen sollte, oder nur die Ehemänner „Herr“ Sombso. Und doch ist die Gepflogenheit, unverheiratete Frauen reifen Alters, „Fräulein“ und nur verheiratete „Frau“ zu betiteln, nicht um ein Haar vernünftiger. In allen diesen Beziehungen könnten wir uns an anderen Nationen ein Beispiel nehmen. An dem Franzosen, der jede erwachsene Frau, gleichviel ob Gattin, Wittwe oder Mädchen, „Madame“ anspricht, und an den Engländern und Amerikanern, welche den erwachsenen unverheirateten Frauen keine Beschränkung in der Unabhängigkeit ihrer Lebensstel-

lung und in der Freiheit ihrer Bewegung in der Oeffentlichkeit auferlegen.“ — Wie darüber wohl andere Frauen denken.

Zu viel.

„Ist es wahr, Baron, Sie haben meinnetwegen gestern im Klub fünf Herausforderungen erhalten?“

„Gewiß und im Wäldechen sollen sie ausgetragen werden.“

„Nun, und haben Sie angenommen?“

„Keine Idee! Ich soll mich todtschießen lassen? Einmal, zweimal meinnetwegen, aber fünfmal, nein!“

Schlagfertig.

„Mein Fräulein, ich darf Ihnen wohl meinen Schirm anbieten?“

„Aber mein Herr, ich habe ja selbst einen.“

„Oh, den machen wir dann zu.“

Bubenwitz.

Lehrer: „Warum thun wir Zucker in den Kaffee?“

Schüler (zu einem andern): „Herrgott, renomirt der heut' wieder!“

Schlagfertig.

„Glaubst Du an meine Liebe, Alfred?“

„Glauben? Gewiß! Glauben heißt ja Etwas für wahr halten, wofür uns die Beweise fehlen!“

Ein Fest.

Miether (auf der Treppe): „Was ist das für ein Lärm in der Wohnung der Schauspielere!“

Hausbesorger: „Eine Festivität; die jugendliche Raibe unseres Theaters feiert heute die silberne Hochzeit!“

Aus dem Examen.

Professor: „Herr Kandidat, geben Sie mir einmal eine Definition über „zwei Atmosphären!““

Kandidat: „Zwei Atmosphären erhält man, wenn rechts von uns eine Kältebude und links ein Häringsbrater ist!“

Beruhigung.

Theaterdirektor: „Sie wollen von mir als Chansonette engagirt sein? Sie besitzen aber gar nicht die nöthige Figur!“

Chansonette: „Noch nicht. Aber sie ist bereits als Gilgut aus Paris unterwegs!“

Aus dem medizinischen Examen.

Professor: „Was würden Sie thun, wenn Sie bei der Sezierung eines Menschen wahrnähmen, daß noch Leben in dem Körper ist?“

Studirender: „Ich würde den Betreffenden fragen, ob er mit der Fortsetzung der Operation einverstanden ist!“

Macht der Gewohnheit.

„Wie, Sie kommen doch wieder, trotzdem ich Sie vorher hinauswarf?“

„Gott der Gerechte! Was haben Sie für e' Gedächtniß! Ich hatt's schon wieder vergessen!“

Aus der Kinderstube.

Lehrerin (nachdem sie den Kindern das Märchen vom Dornröschen erzählt hat): „Womit hat also der Prinz das Dornröschen aufgeweckt? — was gab er ihr?“

(Lieschen schweigt.)

Lehrerin: „Nun, er gab ihr dasselbe, womit Dich Deine Mutter immer gleich beim Erwachen begrüßt. — Was gab er ihr also?“

Lieschen: „Lebertran!“

Rühne Rhetorik.

Der Herr Feuerwehrrauptmann und Spezialewaarenhändler hält eine Rede, motrin er unter Anderem ausführt, daß ein guter Bayer auch ein guter Deutscher sein kann. „Ja, meine Herren“, bemerkt er, „blau-weißes Blut tollt in unseren schwarz-weiß-rothen Adern!“

Milderungsgrund.

Richter: „Haben Sie noch etwas zu Ihre Vertheidigung beizufügen?“

Angelagter: „Ich bitte, bei der Strafaussmessung zu berücksichtigen, daß ich den Diebstahl nicht bei Ihnen beging!“

Recht wohlwollen.

Ein Geistlicher predigt zum ersten Male in dem Besaale eines Gefängnisses und beginnt seine Predigt, sich an die versammelten Spitzbuben wendend: „Ich freue mich, verehrte Zuhörer, Sie so zahlreich in diesem Hause zu sehen.“